

aus Unterthürheim im bayerischen Schwaben, einem Dorf in der Nähe von Buttenwiesen, wo mein Vater aufgewachsen war. Sie war bei uns Dienstmädchen, was man heute wohl Hausangestellte nennen würde, wobei der Unterschied weit mehr als ein semantischer ist: Babett lebte in einer winzigen Kammer, hatte Sonntag »Ausgang«, verdiente unfassbar wenig, wovon sie, was noch mehr unfassbar war, Ersparnisse machte, die z. T. der Heidenmission zuflossen, z. T. in eine Bank, die unter einem ungetreuen Priester stand und die ihre Kunden um ihre Sparpfennige brachte; sie waren wohl hauptsächlich Dienstboten wie Babett.

Jener betrügerische Pfarrer (sein Name ist mir noch gut Erinnerung) hat zwar Babett mit Wut erfüllt, aber ihren Glauben so wenig erschüttert, wie Hiob je in seinem wankte.

Babett ging (wenn ich mich recht erinnere: alltäglich) in die Franziskanerkirche gegenüber der St.-Anna-Kirche. Glaubensgespräche fanden zwischen Babett und uns kaum statt: sie lebte in ihrer streng-katholischen Welt, wir in unserer fromm-jüdischen, die Ben-Chorin in seinen Autobiographien geschildert hat.***

Die Sabbat-Gesetze und die Gebräuche an den Feiertagen kannte sie so gut wie wir Kinder. Sie wachte darauf, dass wir am »Schabbes«, wie er bei uns hiess, nicht reisen, nichts ausserhalb des Hauses tragen, kein Geld oder Schreibwerkzeug berühren würden. Wenn am Pessach-Fest (dem Fest der ungesäuerten Brote) mein Vater sie bat, in der benachbarten Wirtschaft »Zum Brüderl« Bier zu holen, dann reagierte sie alljährlich mit gespielter Entsetzen: »Aber, Herr Lamm, Sie dürfen doch jetzt kein Bier trinken«, und wenn wir am Abend des Rosch-ha-Schana-Fests (das mit Silvester nichts gemein hat) vom Gottesdienst in der (am 9. November 1938) zerstörten Synagoge »Ohel Jakob« an der Herzog-Rudolf-Strasse heimkamen, dann entbot sie uns ein »Gutes neues Jahr« mit der Selbstverständlichkeit, mit der wir ihr Weihnachtsgeschenke und -wünsche am Heiligen Abend gaben. Nein, ein Weihnachtsbaum war in unserm Haus nicht zu finden, die Chanukkaleuchter, die Vater und wir Buben entzündeten, genügten ihr anscheinend.

Heilige spielten für sie eine grosse Rolle. Wenn ich etwas verlor, was damals (wie heute) oft vorkam, dann betete sie zum Heiligen Antonius, und wenn ich (wie heute) über die Wirkkraft meine Zweifel äusserte, dann sagte sie liebend-streng: »Hänsle, spötle nicht!«. Sie wusste, dass Spott mir damals (wie heute) fern lag.

Dass sie die »Bayerische Volkspartei« wählte (der bayerische Zweig des katholischen Zentrums im Reich), war ihr *** Vgl. Schalom Ben-Chorin u. a.: Mein Glaube – mein Schicksal (s. u. S. 141).

selbstverständlich, wie auch für meinen Vater, der nie der SPD, die im Landtag für ein Schächtverbot eingetreten war, seine Stimme gegeben hätte. Dass sie gleich ihm dem Königshaus treu ergeben war, war ihr und uns gleich selbstverständlich.

Babett las – was, ich könnte es heute nicht mehr sagen – sicher nicht die von Eltern und Kindern Lamm geschätzten Paul Keller oder Gerhart Hauptmann, Thomas Mann oder Oskar Maria Graf (den sie wahrscheinlich als »unmoralisch« abgelehnt hätte). Sie ass mit uns am Familientisch, und beim Kochen war sie der (1931 verstorbenen) Mutter und der Tante Cilly behilflich: dass die Vorschriften über koscheres Fleisch und Kochen ihr selbstverständlich geworden waren – nun, das war eben ihr und uns selbstverständlich, wie auch, dass sie am Samstag meine Mappe in die Luitpold-Oberrealschule, damals an der Alexandrastrasse, zu tragen hatte.

Ich glaube, dass Babett gern bei uns war. Als 1933 im Frühjahr SA-Leute bei uns eine Haussuchung nach Waffen veranstalteten, schimpfte sie wie ein Rohrspatz, betonte, dass sie über 25 Jahre bei uns war und darum wisse, dass keine Waffen im Haus waren. Ich mahnte sie: »Babett, die Herren tun nur ihre Pflicht«, nicht ahnend, wie Pflichterfüllung später aussehen würde. Sie fand bei uns Geborgenheit und stand uns wohl näher als den Familien-Geschwistern Keller in dem elterlichen Anwesen. Ihre Schwester Margarethe war bei der Familie von Tutschek in Solln tätig und besuchte uns zuweilen. Als ich im Juli 1938 auswanderte, war sie mit Vater und Tante natürlich am Zug, der mich nach Aachen brachte. Wenn ich sagen würde, dass ich mich ihrer Tränen entsänne, würde ich lügen. Doch bin ich gewiss, dass sie für mich betete. Weder sie noch ich konnte auf ein Wiedersehen rechnen. Das Wiedersehen fand 1946 statt, und ich bin froh, dass ich ihr eine Romreise spenden konnte. Meine Hoffnung, dass wir noch ein paar Jahre zusammen verbringen könnten, blieb unerfüllt. Sie verstarb hochbetagt in einem Altersheim.

Sie war eine treue Seele, die sich im Leben für die Kirche, die Lamm und die Armen verzehrte. Weil ich nicht weiss, was Heilige sind, kann ich nur das Wort »heiligmässige«, das sie gern verwandte (natürlich nicht in bezug auf sich), benutzen. Ihre Seele fand im Himmel ihr Plätzchen, wobei ich meine, dass der Zwischenaufenthalt im Fegfeuer recht kurz gewesen sein dürfte. Dass in der Franziskanerkirche an ihrem Namenstag (da ich weder Geburts- noch Sterbetag kenne) eine Messe für sie gelesen wird, mag sie erfreuen.

Heine schrieb einst: »Keine Messe wird man lesen, keinen Kaddosch wird man sagen.« Nun, Babett hat ihre Messen und eine dankbare Erinnerung in meinem Herzen.

II »Heimkehr in die Wirklichkeit«^{*/1}, Novelle von Manfred Sturmann Wiedergegeben von Schalom Ben-Chorin, Jerusalem, für Manfred Sturmann

Der Literaturhistoriker Klaus Täubert bemerkt in seinem Nachwort, dass die Novelle ursprünglich in einer Anthologie jüngster Prosa 1928 vorgelegt wurde. Täubert vermutet, dass innere Gründe zur Veränderung des Titels geführt haben. Dies dürfte aber wohl nicht ausschlaggebend gewesen sein, vielmehr hat Sturmann vor zwanzig Jahren

einen Novellenband »Abschied von Europa« veröffentlicht (Berlin/Stuttgart 1963), so dass eine abermalige Benennung mit dem Originaltitel zu Verwechslungen geführt hätte.

Dennoch traf der ursprüngliche Titel das Anliegen der Erzählung unmittelbar, denn es geht um den Abschied eines jungen europäischen Juden, der sich entschlossen hat, Chaluz zu werden, von Europa, eigentlich Deutschland, vor seiner Alija nach dem Lande Israel, dem damaligen Palästina.

Offenbar von Königsberg, der Geburtsstadt Sturmanns,

* s. u. S. 164.

¹ Erstmals unter dem Titel: »Abschied von Europa« (s. u.).

² Wiedergegeben mit freundlicher Genehmigung von Schalom Ben-Chorin (erschienen in: Israelitisches Wochenblatt für die Schweiz 83/34, Zürich, 26. 8. 1983, S. 47).

reist der Held dieser Ich-Erzählung durch verschneite Landschaften nach Breslau, um dort von einem Freund Abschied zu nehmen, der wohl das eigentliche Selbstporträt Sturmans darstellt, ein junger jüdischer Dichter deutscher Zunge.

Unser Chaluz aber, der unmittelbar vor seiner entscheidenden Palästina-reise steht, stattet auch einer jungen Frau, Madja, einen Abschiedsbesuch ab. Diese Frau ist als der Inbegriff einer überkultivierten, grossbürgerlichen Atmosphäre gezeichnet, unglücklich verheiratet mit einem alternden Mann, der sie, wie Ibsens Nora, in einem Puppenheim hält.

Es kommt, wie es kommen musste, und der Abschied von Europa, Abschied von Breslau, wird zur prägenden Liebesnacht der beiden. Madja hatte sich eigentlich ein Kind von dem scheidenden Freund gewünscht, aber es war ihr glücklicherweise oder unglücklicherweise nicht beschieden, so dass die romantische Idee, dieses Kind dem Vater im Morgenlande zuzuführen, nicht realisiert werden kann.

Träume und Erlebnisse, die den jungen Dichter beflügeln, leuchten hier noch einmal auf in einer Sprache, die nicht mehr die unsrige ist (so heisst es etwa immer »Haupt« statt Kopf, die Menschen »erheben sich«, stehen nicht etwa auf, und ein Dienstmädchen öffnet »mit kammerkätzchenhafter Lieblichkeit«). Der deutsche Literaturhistoriker vermutet hier Einflüsse von Stefan Zweig. Mag sein, aber es ist wohl ganz allgemein die Patina der 55 Jahre.

Verleger Mytze ist primär Antiquar, und so reizte es ihn wohl, ein Dokument versunkener Tage noch einmal ans Licht zu heben – und wir freuen uns seines Fundes. Ich aber sehe den 25jährigen Dichter von 1928 noch in seiner strahlenden Jugendlichkeit, wenn er die Ewer-Buchhandlung seines Freundes und Nachbarn Schlojme Monheit in München besuchte und den Blick auf seinen ausgestellten Erstlingswerken ruhen liess.

Ob heutige Leser im heutigen Deutschland diese Erzählung noch nachfühlen können, muss der Erfolg erweisen. Für uns, die Generation Sturmans, ist sie wie ein Erinnerungsblatt, zwar schon ein wenig vergilbt, aber doch den Lavendelduft der Jugend bewahrend.

III Geburtstagsbrief an Hans Lamm und an Schalom Ben-Chorin*/**

a) Schalom Ben-Chorin an Hans Lamm

Zum 8. Juni 1983

Lieber Hans,

wir werden siebzig: Du Anfang Juni; ich Ende Juli. In unserem biblischen Alter spielt das wohl keine Rolle mehr, aber als wir uns vor über sechzig Jahren in der zweiten Klasse der St.-Anna-Schule in München kennenlernten (oder war es schon die dritte Klasse?), da war der sechs Wochen ältere zweifellos der »Grössere«. An unsere gemeinsamen Schultage habe ich nur noch dunkle Erinnerungen, aber im Gedächtnis strahlt mir der erste Sederabend meines Lebens, der feierliche Beginn des Passahfestes – in Deinem traditionellen jüdischen Elternhaus an der Bundesstrasse 12 im Münchner Stadtteil Lehel. Für Dich war diese Feier schon etwas Vertrautes, für mich ein totales Novum. Ich sehe Deinen Vater noch vor mir, wie er ein Stückchen Mazze, das ungesäuerte Passahbrot, in der Hand hält und dazu erklärt, dass dieses Stückchen ungesäuertes Brot unsere Erinnerung stärker wach gehalten hat als die grossartigen Pyramiden Ägyptens.

Du kamst aus dem kleinen, geschlossenen Kreis des orthodoxen Judentums in unserer Heimatstadt München – ich musste mir erst den Rückweg und Heimweg ins Judentum aus einer assimilierten Familie bahnen. Dabei kreuzten sich unsere Wege immer wieder. In der kleinen traulichen Synagoge des Ohel Jaakob, zu der Deine Familie gehörte, ich aber ein Aussenseiter war, begegneten wir einander und im benachbarten jüdischen Jugendheim in gemeinsamer Aktivität.

Mich trieb die Entwicklung zu einem radikalen Zionismus, während Du Dich einer gewissen Neutralität befleischst hast, die Dir eigentlich bis heute anhaftet und Dich zu dem schweren Amt befähigt, das Du nun seit über einem Jahrzehnt inne hast, Präsident der Israelitischen Kultusgemeinde in München zu sein. Da hast Du nun einen ganz besonderen Stellenwert, wie man heutzutage in der Bundesrepublik sagt: ein jüdischer Gemeindepräsident in seiner eigenen Geburtsstadt.

Schon in jungen Jahren warst Du der geborene Repräsentant und hast solche verantwortliche Ehrenstellung immer

mit der Existenz eines Bohemiens verbunden. Eine seltsame Mischung, fürwahr, die – soweit ich sehe – der Parallele entbehrt.

Ein gleiches Schicksal, das Los unserer Generation, trieb uns aus unserer Vaterstadt München, wo Du noch 1932 mit dem Studium begonnen hattest. Du hattest noch das Glück, in den Jahren 1937/38 in Berlin an der Hochschule für die Wissenschaft des Judentums die letzten grossen Lehrer des deutschen Judentums, Männer wie *Leo Baeck*, zu Deinen Lehrern zu zählen, dann führte Dich der Weg nach den USA, wohin Dein Bruder Heini (der Arzt Dr. Heinrich Lamm) Dir schon vorangegangen war. Ich war schon 1935 nach Jerusalem ausgewandert, wo wir uns so oft wiedersehen durften, da Du eigentlich, vor allem in den Nachkriegsjahren, immer mehr und mehr eine Art Fernbürger Jerusalems wurdest.

Vor mir liegt das gewichtige Nachschlagewerk »Who's Who in World Jewry« vom Jahre 1955. Da erscheinst Du als »organization executive«, »social worker«, mit so vielen und vielerlei Positionen im jüdischen Leben Amerikas, dass ich sie hier nicht aufzählen kann. In Erinnerung ist mir geblieben, dass Du im American Zionist Emergency Council mit dem bedeutenden zionistischen Führer Amerikas, *Rabbi Abba Hillel Silver*, eng zusammengearbeitet hast.

Es kam das Ende des Krieges und der Zusammenbruch des Dritten Reiches. Du gingst als Mitglied der amerikanischen Streitkräfte nach Deutschland zurück (ich habe ein eindrucksvolles Bild von Dir in Uniform, aber wenig martialisch wirkend). Zu den historischen Aufgaben dieser Zeit gehörte Deine Rolle als Übersetzer Görings im Nürnberger Kriegsverbrecherprozess.

Zu Deinen offiziellen Pflichten zählte wohl die »Reeducation« in Nachkriegsdeutschland, aber bald trieb es Dich zu der innerjüdischen Aufgabe des Wiederaufbaus jüdischer Gemeinden in der Bundesrepublik. Als Kulturreferent des Zentralrats der Juden in Deutschland hast Du von Düsseldorf aus mit die Grundlagen zur Bewältigung einer geschichtlich unabweisbaren Aufgabe gelegt. Auch Deine Studien hast Du noch 1951 in Erlangen durch Deine Dissertation über ein jüdisches Thema bei dem verwiegten Professor Hans Joachim Schoeps abgeschlossen,

* Mit freundlicher Genehmigung ihrer Redaktion entnommen der »Tribüne« (22/86), 1983, S. 50 sowie u. S. 57 f.

** ebd. S. 51.